

Ein Text von Jasmin Berger zu Sartres Zitat:

Es gibt keinen vorgezeichneten Weg, der den Menschen zu seiner Rettung führt; er muss sich seinen Weg unablässig neu erfinden. Aber er ist frei, ihn zu erfinden, er ist verantwortlich, ohne Entschuldigung, und seine ganze Hoffnung liegt allein in ihm.

Sartre im Interview mit Christian Grisoli: „Entretien avec Jean-Paul Sartre“, Paru 13, Dez. 1945, S. 5-10

Wir laufen.

Das Gras unter unseren nackten Füßen, versuchen wir, uns gegenseitig zu fangen. Wir fallen hin, kichern und richten uns rasch wieder auf. Unkonzentriert laufen wir immer weiter, bis wir die Orientierung verlieren. Niemand von uns weiß, wie wir wieder zurückkommen. Das Einzige, das wir sehen, ist ein großes, schimmerndes Schild. Es scheint neu zu sein. Was darauf steht, können wir noch nicht entziffern. Nur den Pfeil verstehen wir. So etwas kennen wir schon. Fasziniert folgen wir seiner Richtung. Wir zögern nicht, denn dafür sehen wir keinen Grund. Vor Neugierde laufen wir immer schneller und scheinen uns dabei ständig zu überholen. Dabei bebt unser Brustkorb immer heftiger. Das finden wir lustig. Dass dieser Weg so gar nicht aussieht, wie der, von dem wir gekommen sind, stört uns gar nicht. Wir finden es aufregend. Anders, als geradeaus können wir jetzt sowieso nicht mehr gehen. Die steinernen Mauern links und rechts neben uns versperren uns die Sicht.

Wir gehen.

Mit der Zeit haben wir unseren Rhythmus gefunden. Er ist langsamer als noch zu Beginn unserer Reise, aber effizienter. Unsere Hand greift in regelmäßigen Abständen zu unserem Rucksack nach Verpflegung. Das blinde Suchen darin fällt uns leicht. Er ist ja noch kaum gefüllt. So langsam stellt sich allerdings ein Gefühl der Langeweile ein. Gegenseitig ermahnen wir uns, den Blick stetig nach vorn gerichtet zu lassen. Manche von uns beginnen, Pläne zu schmieden, um die Mauern zu überqueren. Langsam tasten sie sich an sie heran und lassen ihre Hand entlang des kalten Steins schleifen. Besser nicht, beschließen sie. Zu... aufwendig.

Wir ziehen also weiter.

Unser Rucksack wird immer schwerer und sein Gewicht zur Belastung. Unsere Bemühungen, den Kopf gerade gerichtet zu lassen, geben wir nun endgültig auf. Wir erahnen eh schon, was

uns erwarten wird. Die Beschilderung sagt es uns. Wir können sie jetzt lesen. Wieder beginnen einige zu rebellieren. Sie halten das nicht mehr länger aus, schreien sie. Wir werden gebeten, ihnen mit einer Räuberleiter die Flucht zu ermöglichen. Sie sind auf uns andere angewiesen, aber das ist uns zu... anstrengend.

Wir schleppen uns weiter.

Die Blasen an unseren Füßen haben wir längst zu ignorieren gelernt. Lieber fluchen wir über andere Dinge. Meistens über diese Reise. Diese Reise, die so schnell zu vergehen scheint. Der Gedanke macht uns Angst, aber wir verschwenden nicht länger Zeit an ihn. Die ist nämlich sowieso schon kostbar. Trotzdem ärgern wir uns über unsere Naivität zu Beginn und meinen, wir hätten den Weg nie einschlagen dürfen. Jetzt ist es ebenso. Daran kann man jetzt auch nichts mehr ändern. Plötzlich finden wir ein Schlupfloch. Sofort verstehen wir, dass seine Nutzung alles ändern würde. Aber wir beschließen, es nicht zu tun. Zu... unsicher.

Wir quälen uns also weiter.

Immer mehr haben wir das Bedürfnis, den Rucksack endlich abzuwerfen. Aber wir können nicht. Er ist fest an uns geschnallt und lässt unseren Oberkörper nach vorne sinken. Wir wandern buckelig und denken mittlerweile gar nicht mehr über unsere Schritte nach. Wir folgen einfach denen, die ganz vorne gehen. Das ist einfach. An die Menschen um uns herum sind wir eh gewöhnt, genau wie das Grau der Mauer. Es stört uns gar nicht mehr - glauben wir. Wir schimpfen trotzdem noch in uns hinein. Weswegen genau, haben wir vergessen. Unser Ärger lässt die faltigen Mundwinkel gen Boden absinken. So verbleiben sie bis zum Ende unserer Reise. Dem Ende? Tatsächlich sind wir angekommen. Nein, angekommen sind wir eigentlich nicht. Wir lassen uns nieder. Denn weitergehen können wir nicht. Vor uns liegt eine Schlucht. Wir wissen, dass es das für uns war. Wir sind enttäuscht, und unsere erschöpften Beine brechen unter unserem Gewicht zusammen. Sonnenstrahlen treffen zum ersten Mal von allen Seiten unsere Körper. Unsere Pupillen ziehen sich reflexartig zusammen und wir brechen in Tränen aus. Aber es ist zu... spät.

Wir hören auf zu gehen.

„Wir“, das sind wir als Gesellschaft. „Wir“ sind erst neugierige Kinder, fügige Jugendliche, rebellische junge Erwachsene, dann routinierte Erwachsene, schwächelnde Senioren und schließlich, ja, da sterben wir. Nichts steht so fix in unserem Terminplan wie der Tod. Doch der Weg bis dorthin ist lang. Für einige ist er steiniger als für andere. Dabei trägt jeder von

uns seinen eigenen symbolischen Rucksack an Erfahrungen auf seiner Reise mit sich, den er nie abwerfen werden kann. Der Inhalt dieses seelischen Gepäcks bleibt unverändert. Lediglich was wir aus ihm machen, das liegt in unserer Hand. Doch meist, da grämen und ärgern wir uns lieber über Vergangenes. Und obwohl Reue das wohl sinnloseste Empfinden des Menschen ist, ist sie so präsent in unserem Alltag. Was wir wohl besser nicht getan hätten, und was nicht alles gewesen wäre, wenn... ja, wenn was eigentlich? Es hat doch auch eigentlich keine Bedeutung mehr.

Paradoxerweise verbringen wir so viel unserer Zeit in der Vergangenheit und werden dabei blind für so vieles in unserer Gegenwart. Doch gerade sie lässt uns so viele Möglichkeiten und Wege offen. Doch verlaufen wir uns einmal, finden wir schnell Komfort in unserem Leid. Werden ängstlich bei dem Gedanken, die Barrieren zu brechen und die Richtung zu ändern. Dabei bleibt es nie bei nur einem, denn das Gerücht der Einfachheit der Monotonie und Kontinuität verbreitet sich, findet Anklang und blendet. Blendet so viele, dass daraus ein „wir“ wird. Wir, die Jobs von acht bis 17 Uhr, vielleicht Kinder, aber ganz sicher eine Routine haben. Und wir glauben, dass das das Leben ist. Dass wir unser Ziel damit erreicht hätten. Alles andere ist uns immer „zu...“. Wir warten auf die Perfektion, auf genau den richtigen Zeitpunkt. Aber der ist genau jetzt. Der ist eigentlich jederzeit. Wir könnten ihn einplanen, wann wir wollten. Aber wir wollen nicht. Bis wir merken, dass es zu spät ist. Und darüber sinnieren, wie kurz das Leben nicht sei.

Es wird also Zeit. Zeit, dorthin zu gehen, wo wir hinwollen. Vielleicht örtlich, vielleicht aber ganz allgemein gesprochen. Denn den einen Weg für uns alle, den gibt es nicht. Dafür sind wir viel zu viele ganz unterschiedliche Seelen, jeder mit seinem eigenen Rucksack. Manche von uns gehen vielleicht gerne folgsam der Beschilderung nach, und ganz andere erkunden neugierig die Umgebung abseits der Schritte der anderen. Dabei liegt es an uns, unserer eigenen Geschwindigkeit und der Bereitschaft, die Mauern zu überwinden und andere Abzweigungen zu wählen. Der Wille dazu muss nur von uns selbst kommen. Denn dann steht uns die Welt offen.